

STUDENTENJAHRE IN WIEN

Tilman Tumlner

Als Österreicher in Berlin studierte ich nach dem Abitur 1959 zunächst an der „Freien“ Universität. Dabei wohnte ich luxuriös bei meinen Eltern bzw. Großeltern mütterlicherseits und fuhr von unserer Wohnung nahe dem Kurfürstendamm mit mindestens zwei Bus-oder U-Bahnlinien ins weit entfernte grüne Dahlem. Dort schlenderten damals vereinzelt Studenten über die Rasenflächen zu den niedrigen modernen Gebäuden, in denen sie ohne viel Kontakt untereinander und von der Stadt isoliert über ihren Büchern saßen. Manche Professoren luden ihre Seminarteilnehmer gegen Semesterende in ihre Villen – ein in Wien ungekannter Vorgang –, wo sich jeder in der Kaffeerunde mit Namen und Hobby vorstellte, damit man etwas zu reden hatte.

Die kommunikativ ungehemmten Jahre ab 1968 waren noch jenseits des Horizonts, aber die Gespräche waren auch damals hochintellektuell, wie es in Berlin ja schon lange der Fall ist. Auf den gelegentlichen Studentenpartys konnte man oft den Satz hören: „Wie, das haben Sie nicht gelesen?“ und durfte sich gratulieren, wenn man nicht der Angeredete war.

Auch hinsichtlich des „Zwischenmenschlichen“ liebte man in Berlin die Eindeutigkeit. Wenn ein junger Mann auf einer Party nicht innerhalb der maximal ersten zwei Stunden eine tolle Frau kennenlernte, die ihn ihrerseits auch toll fand, ging er am besten entschlossen weg; denn ohne diesen natürlich höchst seltenen Zufall wurde Freundlichkeit offenbar für überflüssig gehalten und Komplimente, lustige Gespräche, gar bloße Zuneigung (ohne baldigste ehrlich-ganzheitliche Aktionen) waren geradezu verpönt.

(Leider kann ich nur von Akademikern sprechen, einer wohl überall besonders charakterlosen Bevölkerungsgruppe, mich natürlich eingeschlossen. Die übrigen Berliner sollen wesentlich gemütvoller sein, und ihr bisweilen zu scharfer Humor ist ja legendär.)

All das war in Wien – wo ich 1962 mein Studium nach dem Bundesheer fortsetzte – anders. Die mindestens damals starke Katholizität des Bürgertums, vielleicht auch seine Abneigung gegen alles Heftige, schlossen offenbar schnelle Vereinigungen ohne näheres Kennenlernen oder gar Heiratspläne weitgehend aus, so dass auch Mädchen Initiative zeigen und flirten konnten, ohne mit männlichem Draufgängertum rechnen zu müssen.

Als ich, noch während meiner Dienstzeit beim Bundesheer, es einmal zur Uni schaffte und vor dem Institut für Romanistik stand, sprach mich eine Studentin an, um mich auf das bevorstehende Weihnachtsfest des Instituts aufmerksam zu machen! (Leider bekam ich nicht frei.)

Es war keine skandalöse Avance, wenn einem eine „Kollegin“ (nicht, wie in Deutschland, „Kommilitonin“), mit der man erst ein-, zweimal gesprochen hatte (die man aber daraufhin schon grüßte, anders als in Westberlin), anbot, mit ihr in die Oper zu gehen, da ihre Freundin abgesagt habe. Selbstverständlich lud man sie danach auf einen Kaffee ein und begleitete sie (zu Fuß) bis vor die Haustür – sehr nett, und man durfte auch ihr Halsband hübsch finden, aber ein Gutenachtbussi war nicht zu erwarten.

Bildeten sich Paare, so durften sie das auf Partys nicht zeigen, denn das hätte sie von der allgemeinen

Runde lustiger Plauderei, harmlosen Flirtens und tiefschürfender Gespräche entfernt. Ging eine Beziehung auseinander, so sollten beide weiter an den gemeinsamen Unternehmungen teilnehmen, ohne Parteienbildung, ja überhaupt ohne Kommentare der anderen. Ich erinnere mich noch genau, wie einer von uns nicht mehr mit zum gemeinsamen Essen in die Rathaus-WÖK (Wiener Ökonomische Küche – alle unsere Anlaufstellen lagen ja im Stadtzentrum) mitkommen wollte, weil „sie“ dabei war: mit ernsthaften Vorhaltungen wurde er zum Dabeibleiben gebracht.

So wie sich fallweise Paare in aller Stille bildeten, sollte auch das Auseinanderbrechen, so schmerzhaft es auch sei, ohne Aufsehen vor sich gehen. Große Erklärungen, gar heftige Vorwürfe schickten sich nicht, jedenfalls nicht für die männliche Seite. Ein Freund sagte mir einmal, dass es zwischen ihm und seiner Freundin aus sei, indem er mir erzählte, sie habe nun dreimal „keine Zeit“ gehabt; dabei strich er immer wieder mit der Hand über den Sattel eines abgestellten Fahrrades. Ich bewunderte diese Sanftheit und wollte sie lernen – ohne Erfolg.

In den Freundeskreis hineingekommen bin ich jedoch durch eine deutsche Kühnheit: in der vorbereitenden Sitzung eines anglistischen Literaturseminars, in der die unbedingt einzuhaltenden Formvorschriften diktiert worden waren, stellten die verwirrten Hörer Fragen, bis der Professor sagte, er wolle nun keine solchen „Dummheiten“ mehr hören. Da meldete ich mich, keineswegs aus Frechheit, sondern aus Angst vor Irrtümern, mit der Frage, ob die Schlagwörter im Index unter- oder nebeneinander zu schreiben seien; in die erschrockene Stille des Hörsaales fragte der Professor, ob ich je Schlagwörter nebeneinander gesehen hätte. Ich antwortete wahrheitsgemäß: „Ja, in der Schulbibel.“ Draußen umringten mich meine Leidensgefährten: „Bist a Deutscher, goi?“ Ja, halb, aber bis ich 10 war, im Mühlviertel! Die Oberösterreicher schlossen mich in ihr Herz. Ein paar Tage danach lud mich einer von ihnen, der spätere Ehemann meiner Schwester, zu einer Party der Gruppe ein. Unsere Freundschaft hält immer noch an.

Zu den Partys brachte jeder eine sehr preiswerte Zweiliterflasche gewöhnlichen, hierzulande also guten, einheimischen Weißweins mit, oder Brot und Butter oder Liptauer Aufstrich. Das verzehrten wir bei Plattenmusik in der kleinen Privatwohnung zweier Brüder oder im Zimmer eines Kollegen, der einen Platz im Kärntnerheim erhalten hatte. In Studentenheime kam man fast nur auf Empfehlung einer Partei oder eines Bischofs, manchmal auch genügte es, aus einem Bundesland zu stammen, das am Studienort ein Heim hatte bauen lassen.

Auf mich traf nichts davon zu, daher wohnte ich in möglichst billigen Untermietzimmern, wie es sie sicher auch in Berlin gab, aber ich sie doch nur in Wien kennenlernte. Nach drei Tagen im damals noch erschwinglichen Hotel „Wandl“ am Petersplatz hatte ich von der Zimmervermittlung der ÖH (Österr. Hochschülerschaft) eine Untermiete ergattert, gewöhnlich ein Zimmer mit Badbenutzung in der geräumigen Altbauwohnung einer älteren Witwe zwischen Ring und Gürtel. Ich wechselte die Unterkunft mit jedem Studienjahr, um nicht die Sommermonate zu bezahlen und auch, weil ich in den Unzulänglichkeiten Abwechslung brauchte.

In fast allen Ferien war ich daher auf großen Reisen und in Berlin – immer für mich eine erfreuliche Erholung, in der ich das Familiäre schätzen lernte, als Einleitung und Abschluss immer die lange Bahnfahrt über Prag (im Winter geradezu heroisch: die letzten acht der 18 statt planmäßigen 14 Stunden ohne Heizung in fast leeren Abteilen, Lektüre mit Blick auf weite Schneefelder, in denen der Zug stand.)

In meiner ersten Bleibe durften ein Sänger, mit dem ich ein großes Zimmer teilte, und ich den Gasherd benutzen, um uns in einem Kochtopf das Wasser für das Waschbecken zu wärmen. Dann hatte ich Glück mit einer Wohnung am Margaretengürtel. (Die nächtlich vorbeidonnernden

Laster gaben mir das Gefühl, nicht allein zu sein, und sonst war ja damals nur ein Fünftel der Autos von heute unterwegs.) Die Vermieterin war eine ausnehmend freundliche Frau, Schreibkraft in einer Firma, adrett, bei bescheidenen Mitteln geschmackvoll gekleidet. Sie hatte einen mit mir ungefähr gleichaltrigen Sohn mit weichem, bleichen Gesicht und hellem Anzug, den ich nur gelegentlich sah und der begreiflicherweise über meine Anwesenheit nicht gerade erbaut war; sie verwöhnte ihn wohl, war aber auch zu mir in manchen praktischen Dingen andeutungsweise mütterlich: einmal durfte ich in ihrer Küche ein weiches Ei kochen, und als ich es direkt über dem Mülleimer schälte, stellte sie mir dafür ein Tellerchen auf die Anrichte. Die Figur der Vermieterin in München in Konrad Rabensteiners (vorwiegend in Südtirol spielendem, wegen seiner Beschreibung der damaligen Realität sehr interessantem) Roman „Der Befall“ erinnerte mich später an sie. Eine durchaus emanzipierte Frau der 50er und frühen 60er Jahre, mit Selbstdisziplin – und Bildung: als ich einmal abends ausging, fragte sie mich, wohin; ich antwortete, in Alban Bergs „Lulu“, und sie darauf: „Da müssen Sie mir dann erzählen, wie es Ihnen gefallen hat, ich habe bei bestem Willen nicht alles verstanden!“ – Mein Bruder Wolfgang, der erst mit gut sechzig Jahren, also 45 Jahre nach mir, von Berlin nach Wien zog, bestätigte mir einen Eindruck, den ich öfter hatte: dass in Wien das Publikum der Kunst gesellschaftlich breiter gefächert sei, auch daher wohl konservativer als in Berlin, wo es eher nur eine, allerdings bei der Größe der Stadt zahlreiche, gehobene Bürgerschicht umfasse, die gerne avantgardistisch sei.

Nach einem Semester im „kalten Pracht“-Zimmer einer vornehmen Dame, wo mich jedesmal ein riesiges Jagdbild erschreckte, wenn ich aufwachte, musste ich bei ihrer Nachfolgerin meine Wäsche im Koffer lassen; sie blieb aber ganz frisch, denn man konnte das Zimmer nicht heizen (der kleine Ofen wäre explodiert); da es an einer Hausecke mit Erker und Fenstern nach drei Seiten lag, saß ich beim Lesen meist im Bett, angetan mit Pullover, Mütze, Schal und Handschuhen. – Schließlich landete ich in einem Zimmer mit Heizkörper. Dort wäre ich aber zuerst auf dem Weg zur Toilette im unbeleuchteten Vorzimmer fast über die alte Vermieterin gestolpert, die vor dem Stromzähler hockte: sie wollte an den Umdrehungen des schwarz-weißen Kreises im Fensterchen des Zählers den Stromverbrauch meiner Nachttischlampe kontrollieren.

Doch waren meine Wohnverhältnisse nicht etwa eine Ausnahme: in einer anderen Unterkunft musste ich immer das Zimmer eines Kollegen durchqueren, um in meines zu kommen; er war ein sehr talentierter Student der Technik, inzwischen Professor an der TU Wien, und ich blieb oft eine Stunde bei ihm stehen, da wir beide in der eisigen Luft die Existenz des Göttlichen oder auch die Rolle Englands in der Welt zu klären versuchten.

Was das Lebensgefühl auf den Straßen angeht – von dem ich ja in der Fremde mehr abhing als zuhause – so war damals wie heute die schöne alte Architektur natürlich erhehend, das Ringstraßenpanorama etwa vom Heldenplatz aus von atemberaubender Anmut. Allerdings waren die meisten Häuser in Wien noch nicht renoviert, also schäbig und grau; dazu die engen Gassen (auch heute) fast ohne Bäume, die Gehsteige zu schmal und krumm, roh gepflastert oder mit Asphaltflecken überschmiert: deprimierend, besonders außerhalb des Rings und im Winter bei ständig bedecktem Himmel über dem Fußgänger und schmutzigen vereisten Schneekrusten unter ihm.

Die öffentlichen Gärten rund um die Innenstadt aber sahen so prächtig aus wie heute, sogar mit noch üppigerem Grün. Man konnte dort wirklich entspannt sitzen, die Rasenflächen waren frei von hingeworfenen Fahrrädern und Abfall, parkenden Autos, lärmenden Skateboardern, unästhetischen Joggern, rücksichtslosen Radfahrern, und weder Krach noch Essensgestank aus Event-Zelten störten diese grünen Oasen.

Es gab weniger Touristen und vor allem wenig touristische Reklame. „Wien um 1900“ war noch nicht entdeckt, während sich heute schon viele gebildete Wiener selbst für Klimt-Geschöpfe zu halten scheinen, so stark wirkt ihre eigene Vermarktung auf sie zurück. Dabei reden sie den Fremden nicht nur etwa gegen ihr besseres Wissen ein, die (vollkommen neu aufgestellten) Prunkzimmer der Albertina seien „Habsburger-Appartements“, sondern verkünden auf Plakaten auch „Sorry, we don't have emperors, but we have their jewels“ – ein Text, dessen Zynismus nur überboten wird durch die Peinlichkeit des letzten Wortes: Ergebnis der Effekthascherei mit modern wirkendem Englisch und mangelnder Sprachkenntnisse, die vor lauter „Don't worry, be happy“-Ideologie gar nicht mehr bedacht werden.

In ähnlich „wertfreier“ Haltung wird sogar das Militär, für die Soldaten natürlich weiterhin ein notwendiges Übel, für die Öffentlichkeit „verhübscht“, den Uniformen werden kriegerische Embleme aufgenäht... wie die neokolonialen Kriege und die Verherrlichung privaten Durchsetzungsvermögens („Nimm dir dein...!“) allgemein europäische Erscheinungen.

Jedoch ist Österreich so wohlhabend wie nie zuvor, die jüngere Generation (bisher) lockerer und freundlicher als die unserer Eltern, der öffentliche Sektor ist um Dienstleistungen folgender Art ärmer geworden:

(Student kommt wegen eines Führungszeugnisses zur Polizei:)

„Do brauchens de richtige Stemplmarkn dozua“ – (auf den Wunsch, eine kaufen zu wollen, keine Antwort, auf die Wiederholung des Wunsches:) „De gibt's in da Trafik“ – (auf die Frage, wo die nächste sei:) „No, vis-à-vis“ – man saust hinaus, findet die Trafik erst 100 Meter in der zweiten vom Vorplatz abzweigenden Straße, saust zurück: das Büro ist inzwischen geschlossen.

Die Rettung bei all dem: das Kaffeehaus, damals noch häufig, nicht überfüllt, preiswert, nicht aufpoliert, mit (noch) mehr Zeitungen und längeren Öffnungszeiten als heute. Das Café „Museum“ etwa, mein Lieblingsaufenthalt, führte auch die „London Illustrated News“ sowie den „Playboy“ und hatte von 7 bis 24 Uhr geöffnet. Ich verließ meine Untermiete meist um 7 Uhr, nahm um 7h30 einen „kleinen Schwarzen“ (Espresso) zu mir, und lernte oder schrieb dann, von Eilmärschen zu Vorlesungen an der Uni unterbrochen (was ich nicht mitnehmen wollte, konnte ich beim Oberdeponieren, der mir auch den Platz freihielt und Freunden sagte, wo ich sei), bis 23h30. Wurde die Langeweile zu groß, konnte ich „Le Monde“, den „Corriere“ oder die „Times“ lesen. (Ich studierte Englisch und Romanistik.) Mittags ging ich in die WÖK am Karlsplatz zu meinem Standardgericht Milchreis mit Zimt oder Apfelmus. Nachmittags gab es noch einen kleinen Schwarzen, dann, je nach Finanzlage (ich wollte mit 12 Schilling am Tag auskommen, musste aber von zuhause aus nicht) entweder ein Appetitbrot (und das Glas Wasser vom Kaffee) oder ich aß auf dem Heimweg eine Portion vorher gekaufter Chips. Statt diesen konnte ich im Winter auch vom Kaffeehaus ums Eck eine Portion Bratkartoffeln oder Maroni beim freundlich wärmenden, ganz schwarzen Eisenkessel des Maroniverkäufers erstehen.

Musste ich gelegentlich bis in die Nacht lernen, so setzte ich mich, um nicht im Bett einzuschlafen, in ein winziges Café gegenüber dem Stephansdom, das bis 3 Uhr früh auf hatte. Es diente daher auch den damals noch auf der Kärtnerstraße wartenden Prostituierten als Stützpunkt (man war damals noch nicht so „correct“ und gentrifiziert wie in unseren freieren Zeiten, die Heuchelei war strichweise durchaus geringer), um hin und wieder einen kleinen Schwarzen zu trinken (wie ich), und auf meinem Rückweg sprach mich einmal eine an – aber eine andere fiel ihr gleich ins Wort: „Geh, den net, host den net lernen g'sehn de gonze Zeit?“

Da sonntags die Billigrestaurants damals geschlossen hatten (die Sonntagsruhe war heiliger als die „Gerechtigkeit für Leistungswillige“ der „christlichen“ ÖVP), ging ich mit Freunden oft im schönen, doch preiswerten Gasthaus im Alten Rathaus essen (und zwar immer den Bauernschmaus), wenn wir nicht sogar manchmal bei den Eltern von Wiener Freunden eingeladen waren. Wenn unsere Eltern kamen, so gab es natürlich gutes Essen z.B. in der „Linde“ in der Rotenturmstraße, wo einmal der Kellner am Abend beim Abschied sagte: „Und wieder ein Tag dem Grabe näher.“

Sonst konnte man sich abends auch im Studentenheim Führichgasse (hinter der Oper) verköstigen, wo es im Winter Fernsehübertragungen der Skiwettkämpfe zu sehen gab, in denen Österreich natürlich meist sehr gut abschnitt. Im Publikum überwogen daher männliche sportliche Studenten, die es schick fanden, im warmen Küchendunst ihre Anoraks anzubehalten, so dass ich im stickigen Dampf den Fernsehschirm kaum sehen konnte, während ich doch gern in die patriotischen Ausrufe der rauen Kehlen meiner Landsleute eingestimmt hätte. Erst wenn sich das Lokal geleert hatte, tauchte ein Freund auf, der hier ein Zimmer hatte und in der Küche arbeitete (weswegen er in dieser Mensa nie eine Mahlzeit zu sich nahm; aber er war ohnehin Zen-Buddhist), räumte die Bierflaschen beiseite und wir fragten uns gegenseitig Prüfungsstoff für das nächste Kolloquium ab.

Endete aber gerade zur Mittagszeit eine Vorlesung, so traf ich Kollegen zum Essen in der Mensa im obersten Stock des modernen NIG (Neuen Institutsgebäudes – der hölzerne Paternoster hatte innen ein Schild „Weiterfahrt ungefährlich“ für die Philosophen, die versehentlich über die obere Biegung die Rückfahrt antraten) oder in der besagten Rathaus-WÖK. Im Uni-Hauptgebäude gab es unter der „Philosophenstiege“ eine kleine Imbisshalle, im Winter immer voll warmen Dampfes; auch nach frühen Vorlesungen konnte man dort „auf an Kagau“ (fakultativ mit einem weichen Rosinenweckerl) einkehren, oder um zwischen endlosen Bibliotheksstunden zu pausieren. Auch die NB (Nationalbibliothek) hatte unter ihrem kleinen Lesesaal (nicht dem großen Festsaal, aber auch alt und schön, jetzt nicht mehr allgemein zugänglich) eine solche Rettungsstation... in den Bibliotheken musste ich ständig gegen den Schlaf ankämpfen, während im Kaffeehaus immer eine damals ganz leise Geräuschkulisse herrschte, und eine gerade im richtigen Ausmaß störende Bewegung.

Nicht eingedöst bin ich im kleinen englischen „Reading Room“ gegenüber dem Stephansdom mit dem „Guardian“ und dem „Punch“, auch nicht in der Amerikabibliothek, wo Studenten aus den USA saßen, die in Wien Kurse ihrer Hochschulen absolvierten. Dass sie die Politik ihres Landes kritisierten, werteten wir positiv für sein intellektuelles Klima – dessen Regierung aber fand offenbar, das schade seinem Image, und ersetzte die große Bibliothek durch eine kleine, in die man nur durch eine Sicherheitstür mit Kontrolle durch einen Marinesoldaten kam.

In den Stephansdom ging ich übrigens manchmal zur sonntäglichen Messe, um die bemerkenswerten Predigten des Prälaten Maurer zu hören, sonst in die Annakirche (eine der damals ungeheizten Kirchen, in denen die barocke Anmut die winterliche Eiseskälte aushalten half) zum französischsprachigen Gottesdienst oder in die Minoritenkirche zum italienischsprachigen. Am liebsten war ich in der Franziskanerkirche, weil dort die Kroaten damals die Messe mit ihren wunderschönen zweistimmig gesungenen Liedern feierten. In dieser Kirche wollte ich auch heiraten, was dann aber im Erzbischöfl. Palast nicht gestattet wurde – und zwar, wie der damit befasste Prälat dort mit der (für das religiöse Leben) bedauerlichen Arroganz eines Klerus, der sich immer noch an der Macht dünkete, auf meine Frage nach dem Grund antwortete: „Weil ich es Ihnen sage!“

Entschieden erfreulicher waren die Plaudereien mit KollegInnen. Besonders die Wartezeiten vor den Büros der Uni vertrieben wir uns damit, und das Anstehen um billige Theater-, Opern- und Konzertkarten bzw. vor dem Einlass zu den Stehplätzen. Für diese mussten wir oft schon frühmorgens in der Winterkälte im Freien stehen, um Zählkarten zu bekommen; wir waren immer mindestens zu zweit, wegen der Unterhaltung, und weil wir dann abwechselnd auf einen heißen Tee oder ein „Burenheidl“ (Bauernhäut/el/chen? Eine heiße Wurst) zum nächsten „Standl“ gehen konnten. Ein solches frequentierten wir auch manchmal, wenn wir von einem Ball „nach Hause“ gingen, wobei wir den Gesamtweg für alle so planten, dass nach Begleitung der letzten Dame der letzte Herr nur noch ein kleines Stück Weges allein vor sich hatte – nicht wegen der damals allgemein gewährleisteten Sicherheit, sondern wegen der Geselligkeit. (Man ging fast nur in Gruppen befreundeter Paare zu Bällen, mit Fremden zu tanzen war in Wien nicht üblich.)

Das heute so aktive Filmmuseum gab es noch nicht; wir gingen ins „Burgkino“, dessen harte Holzsitze natürlich unserem zahmen Intellektuellenstil entsprachen. Alle diskutierten die guten ausländischen Filme eifrigst, und ich merkte, dass ich das mir fremde süddeutsch-österreichische Element in der Einschätzung meiner Umgebung überbewertete. Für das Innenleben meiner Bekannten war ihr „exotischer“ Firnis natürlich ebenso wenig bedeutend wie mein norddeutscher für meines.

Die übellaunigen Reaktionen auf meinen „piefkinesischen“ Akzent, die mich so von meinem Vaterland enttäuschten und gegen Wien einnahmen, blieben, um fair zu sein, bei den Kameraden im Bundesheer und dann bei näheren Bekannten doch fast ganz aus, und so war der Ton herzlich und fast nie von der oft schroffen Art, die mich in späteren Jahren in Norddeutschland zu stören begann.

Dabei waren die Unterhaltungen über Politik, Literatur und Linguistik nicht etwa lahm; die scharfgeschliffenen Formulierungen der Deutschen kamen mir bald eitel vor; in Österreich galten oder gelten dezidierte Äußerungen leicht als geschmacklos, negative Urteile sind mindestens in Ostösterreich möglichst zu vermeiden, auch einfache verneinende Antworten (etwa, ob man zu einer gewissen Zeit Zeit habe) abschwächend zu umschreiben („Najo, weißt, um viere wär’s a bissi besser“), Äußerungen zu Musik sollten nur aus enthusiastischen Ausrufen bestehen; beim Klatschen nach Konzerten ist das Publikum in Wien durchaus temperamentvoll.

Den Eindruck großen Engagements machten auf mich auch der Englischprofessor Dr. Otto Kreilisheim, den ich während des viel zu kurzen „Hospitierens“ (für Lehramtskandidaten an einer Schule, während ihres Studiums) am Gymnasium Waltergasse (Wien IV) kennen lernte, ein Kommunist, der den Schülern kenntnisreich und lebhaft von den sozialen Problemen der (englischsprachigen) Welt berichtete – sowie der Hochschulprofessor Korninger, dessen Vorlesungen zur englischen Literatur eine interessante Mischung aus detailliertem Hintergrundwissen und entschiedenen Bewertungen boten. Beide Lehrer haben wohl später meine Prioritäten im Unterricht beeinflusst.

Über die Uni sprachen wir damals allerdings nicht viel; die Willkür und Hoffart der meisten „Lehrenden“ quittierten wir mit summarischer Geringschätzung, ähnlich wie bei der Regierung. Dennoch demonstrierten hoffnungsvolle Studenten im Laufe der Jahre mehrmals vor dem Parlament für ein höheres Bildungsbudget – und sangen am Schluss die Bundeshymne! („Nimm dein Huat oba, du Suam!“ hörte ich einmal rufen, da jemand ihn offenbar aufbehalten hatte.)

Nur einige italienische Lektoren waren beliebt, und nicht nur bei den Mädchen: ihre Herzlichkeit bewahrte sie vor der öden Hochnäsigkeit, die bei der Anglistik (keineswegs der wirklichen englischen

Art entsprechend!) häufiger war als in der Romanistik. Dort eroberte ein Portugiesischlektor durch seine Schüchternheit unsere Herzen: in der letzten Stunde des Semesters spielte er uns auf einer Schallplatte einen Fado (von Coimbra, also einen wahrhaft gefühlvollen) vor, und als wir mit Rührung und Bewunderung vor uns hin starrten, sagte er leise; „Wenn es Ihnen gefallen hat, soll ich noch die Rückseite spielen?“

In der Romanistik war der Anteil der Mädchen noch höher als in der Anglistik, und unter diesen der Anteil „höherer Töchter“. Sei es aber, dass ich durch Berlin weniger empfindlich gegen Hochmut geworden war, dessen österreichische Stilvariante ich im übrigen kaum wahrnahm oder exotisch fand, sei es, dass sie wirklich wenig hochmütig waren: ich fand diese hübschen, eleganten und fröhlichen jungen Damen sehr angenehm; die bei der Anglistik waren im Durchschnitt etwas hausbackener, aber seriöser – und immer noch höchst erfreuliche Erscheinungen. Bald war es nicht nur ein Kollege, sondern auch immer wieder mal eine Kollegin, die mir im Hörsaal einen Sitzplatz neben sich freigehalten hatte; das musste keine anderen Gründe haben als die Vorliebe für Geselligkeit, eine wohltuende studentische Sitte in Wien. Dagegen fehlte die Unsitte der Seminare in Berlin, sich auf Kosten des Referat haltenden Kandidaten durch gekonnt kritische Zusatzfragen beim Professor zu profilieren.

Es handelt sich hier um persönliche Eindrücke aus den 60er Jahren. Als Lektor an der Romanistik musste ich in den 70er und 80er Jahren feststellen, dass die StudentInnen in meinen Proseminaren sich gewöhnlich nicht untereinander kannten. Sie konnten einander kaum erreichen, um das Ausleihen der für Referate nötigen Bücher zu koordinieren. Aber das war schon nicht mehr Teil meines Studentenlebens.
